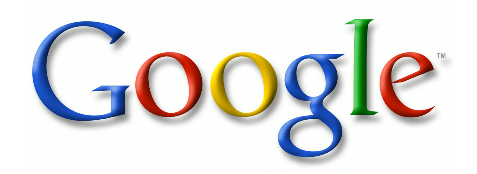
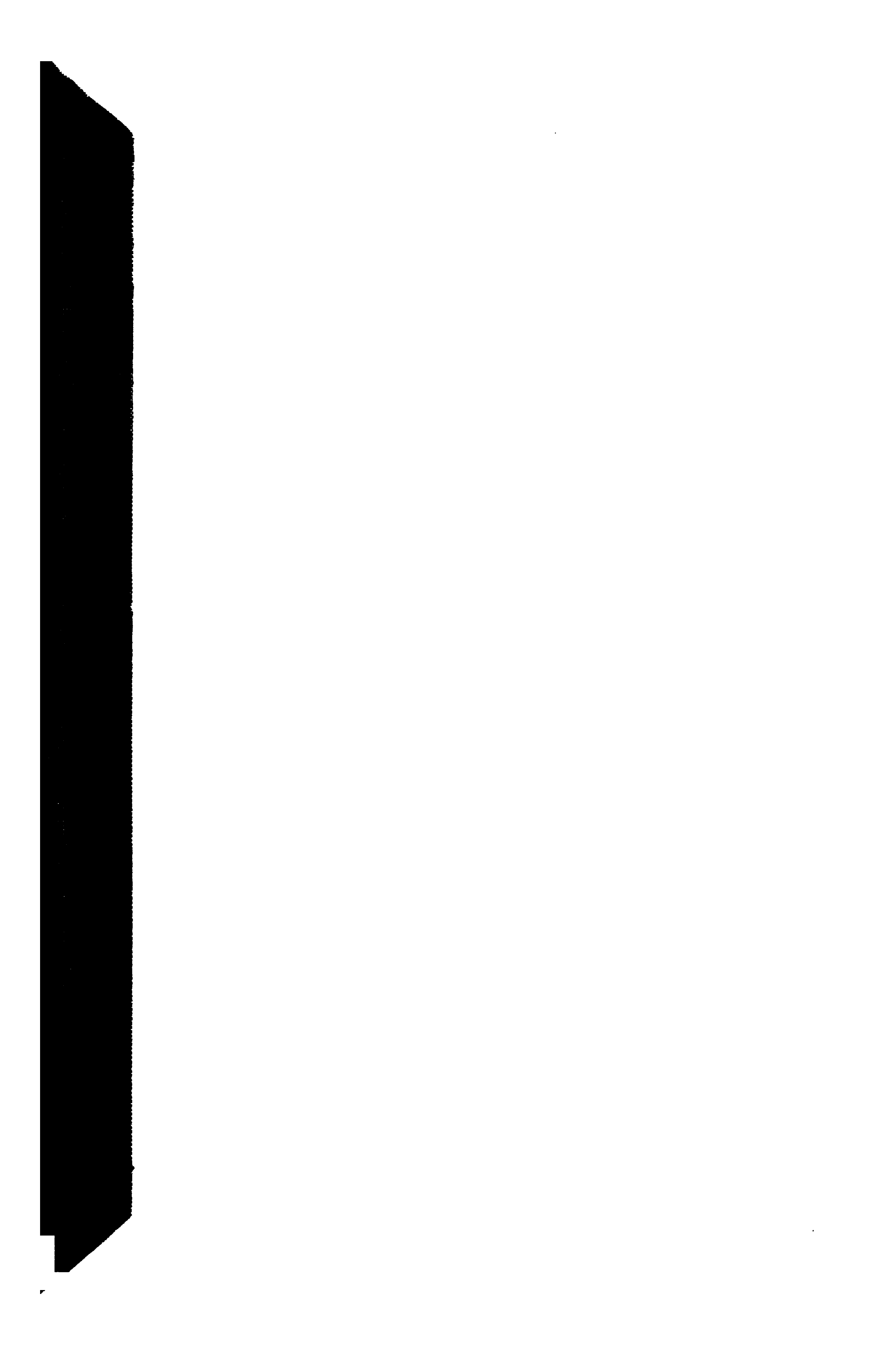
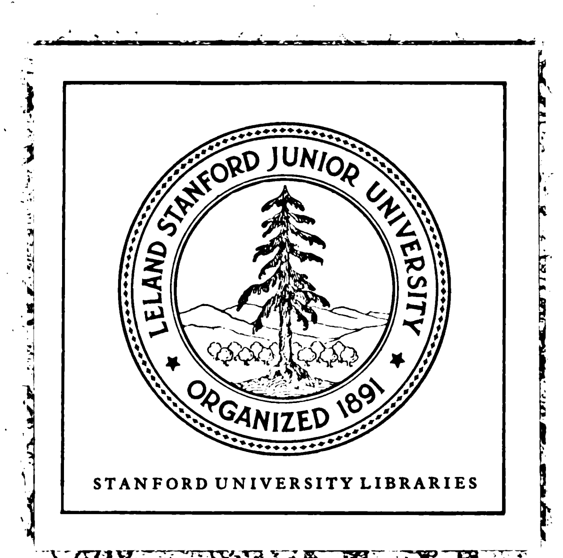



LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES








LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES







# Johannes Brenz und die Reformation

## im Herzogtum Wirtemberg.

---

**Rede**

gehalten

**zur Feier des vierhundertsten Geburtstags von Brenz**

in der Aula der Universität

von


Lic. theol. Alfred Hegler,

**A. o. Professor der Theologie in Tübingen.**





**Freiburg i. B.**

**Leipzig** und **Tübingen**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

**1899.**

Die folgende Rede ist am 24. Juni 1899 bei der von der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen veranstalteten Brenz-Feier gehalten worden. Für den Druck sind einige Abschnitte eingefügt worden, die der Zeit wegen im mündlichen Vortrag gekürzt wurden oder wegblieben.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

Wenn eine Umwälzung in der Geschichte zu lebenskräftigen Neugestaltungen führen soll, so genügt es nicht, dass einige auserwählte Geister den neuen Gedanken Bahn brechen. Es müssen andere nachrücken, die aufnehmen und festhalten, was jene errungen haben, und es in langsamer geduldiger Arbeit über das weite Feld der Wirklichkeit ausbreiten. Fordern wir von jenen ersten, dass ihre Entschlüsse und treibenden Ideen in die unergründliche Tiefe hinabreichen, aus der im geistigen Leben der Menschen je und je das Neue wie ein Quell hervorbricht, so sind es andere Eigenschaften, die ihre Nachfolger auszeichnen: die Treue, die an der einmal ergriffenen Wahrheit ohne Schwanken festhält; die Besonnenheit, die von den überlieferten Einrichtungen nicht mehr niederreisst, als nötig ist, um dem Neuen Raum zu schaffen zu fruchtbarem Gedeihen.

Der schwäbische Reformator, zu dessen Gedächtniss die evangelisch-theologische Fakultät Sie heute eingeladen hat, gehört nicht in die vorderste Reihe der Reformatoren, nicht neben Luther und Melanchthon, neben Zwingli und Kalvin. Johannes Brenz ist von Luther und Melanchthon als bewährter Freund, als verständnisvoller Mitarbeiter hoch gerühmt worden. Da und dort hat er mit ihnen gewetteifert, die reformatorischen Gedanken im einzelnen auszuführen und anzu-

wenden. Aber er wollte nie etwas anderes sein, als ein Schüler jener Grösseren. Er hat damit seine geschichtliche Stellung richtig bezeichnet. Brenz hat seinen Platz unter den Mitarbeitern, aber unter ihnen steht er in der ersten Linie.

Seine Bedeutung liegt nicht in seiner Theologie, obwohl er mehr als einmal mitbestimmend in die theologische Entwicklung des jungen Protestantismus eingegriffen und für manche reformatorische Gedanken nicht die erste, aber eine besonders klare und glückliche Fassung gefunden hat. Auch nicht in seiner Beziehung zum Humanismus und zum Fortschritt des geistigen Lebens überhaupt liegt das, was ihn auszeichnet, obwohl er in der Schule des Humanismus aufgewachsen war und ihn zeitlebens als das Fundament seiner eigenen wie aller höheren Bildung festgehalten hat. Er war eine zu einfache Natur und zu ausschliesslich von theologischen Interessen bestimmt, als dass er aus den humanistischen Idealen je etwas anderes in sich aufgenommen hätte, als was sich ohne Zwang mit den leitenden religiösen Gedanken vereinigen liess. Aber als Organisator hat Brenz Hervorragendes geleistet, ein unermüdlicher, umsichtiger Arbeiter an dem Bau der neuen Kirchen, ergriffen von der Gewalt der neuen Ideen und doch ohne Uebereilung, stets mit dem Möglichen rechnend, erst in dem kleinen Bezirk seiner Reichsstadt das Neue erprobend, aber durch Vorbild und Ratschlag weit hinaus von Einfluss, bis er im Herzogtum Wirtemberg seine Kraft an Grösserem bewähren konnte und von da aus, als Leiter der Wirtembergischen Kirche, als Berater seines Herzogs auf die Gestaltung auch anderer deutscher Kir-

chen und mittelbar selbst auf den Gang der Politik im Reich einwirkte.

Brenz hat nicht die Leidenschaft der schöpferischen Geister. In seinem Wesen ist nichts von unruhiger Spannung, keine starken Impulse, keine grossen inneren Wandlungen. Aber sein Charakter hat alle die Eigenschaften, die ihn in einer stürmischen Zeit befähigt haben, für seine Person ein ungewöhnliches Vertrauen, für sein Wirken eine seltene Stätigkeit und Beständigkeit zu gewinnen.

Sein Werk ist die Einrichtung der evangelischen Kirche Württembergs. Darum erfüllt unsere Fakultät eine Pflicht des Dankes, wenn sie seiner gedenkt. Sie verdankt ihre Existenz derselben geistigen Bewegung, die er für unser Land in die Bahnen friedlichen Gedeihens geleitet hat. Seine erste grössere Arbeit im Herzogtum Wirtemberg galt unserer Universität. Er hat der theologischen Fakultät das Gepräge aufgedrückt, das sie lange behielt. Indem er der Landeskirche die feste Ordnung und damit dem Geist des Gemeinwesens in vielen Dingen die Richtung gab, hat er dazu mitgewirkt, auch den Charakter der Landesuniversität auf lange Zeit hinaus zu bestimmen.

Diese Zeiten sind für uns vergangen, für unsere Universität, für unsere Fakultät. Seine Theologie gehört der Vergangenheit an. Der Geist, in dem er die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen neubegründen half, ist uns in Vielem, ja in dem Meisten fremd geworden. Aber von dem Neuen, was inzwischen in unserem Land, an unserer Universität gewachsen ist, weist Manches auf sein Wirken zurück. Das Tüchtige lebt fort, auch wenn es auf das Gewand verzichtet hat, das es einst trug. Mag

die Gestalt, die Brenz in seinen kirchlichen Ordnungen dem Gemeinwesen zu geben suchte, uns Rückwärtsblickenden oft etwas enge erscheinen: in ihrer eigenen Zeit war sie aus schwerem Ringen nach freieren, weiteren Lebensformen hervorgegangen. Mehr zur Abwehr eingerichtet, als zur Aufnahme neuer Kulturelemente, umschloss sie doch Güter, deren Wert wir nur um so höher schätzen, wenn wir sehen, wie viel Mut es gekostet, sie zu gewinnen, wie viel Besonnenheit, sie zu wahren.

Darum ehren wir sein Gedächtnis, wenn wir uns von der Geschichte daran erinnern lassen, was der Name Brenz für die Reformation im Herzogtum Wirtemberg bedeutet.

Die Einführung der Reformation hat sich in Wirtemberg unter eigenartigen Bedingungen vollzogen. Eine reformatorische Strömung war im Herzogtum da, sie wurde stärker und bestimmter, seitdem in einer Reihe von benachbarten Reichsstädten die neue Lehre zum Sieg gekommen war. Mühsam hielt die östreichische Regierung die Ausbreitung der neuen Gedanken zurück. Aber noch ging alles unklar durcheinander: die lutherische Lehre, die Einflüsse der Schweizer Reformation, das Täufertum. Die altgläubige Partei hatte, zumal in den höheren Ständen, noch eine ansehnliche Stellung. Auch äusserte sich die Unzufriedenheit mit dem bestehenden Kirchenwesen da und dort mehr in Gleichgiltigkeit gegen die alten Religionsformen, als in entschiedenem Eintreten für die neuen. Wir sehen an mehr als einem Bild aus der Reformationszeit, welch ein weiter Weg von einzelnen Kundgebungen einer populären, reformfreundlichen Stimmung bis zur geordneten Durchführung der Kirchenreform ist.

Wie überall in der deutschen Reformation, war auch in Wirtemberg die Initiative der Landesregierung notwendig, wenn die Umgestaltung der Kirche ohne revolutionäre Erschütterungen vor sich gehen sollte.

Das war entschieden mit dem Sturz der östreichischen Regierung. Als die Kunde vom Sieg bei Laufen das Land durcheilte, galt es als gewiss, dass mit dem angestammten Herzog die neue Lehre ihren Einzug halten werde. Die Grundsätze, nach denen reformiert wurde, waren nun schon seit einer Reihe von Jahren festgestellt. Das Programm für den Herzog war gegeben. Die Regierung musste sich nicht erst, wie in andern deutschen Ländern, mit der volkstümlichen Bewegung auseinandersetzen, sie verstärken und klären, den Moment abwarten, in dem sie kräftig genug und die politische Lage günstig war. Hier war der Moment da. Wie Herzog Ulrich über die Religionsfrage dachte, war bekannt. Die Durchführung der Reformation von oben her, durch die Regierung, war klar vorgezeichnet.

Aber ein schweres Problem war zu lösen. Die beiden Heerlager, in welche die Protestanten sich geteilt hatten, die Sachsen und die Schweizer, erhoben ihre Ansprüche. In Schwaben trafen sie am schärfsten zusammen. Der Streit um das Abendmahl, in dem Luther und die Schweizer sich gegenübertraten, war ein Streit um die Oberhand in Schwaben gewesen. Die reformatorisch Gesinnten unter den Geistlichen, im Adel, in der Bürgerschaft verteilten sich auf beide Parteien. Ebenso die schwäbischen Reichsstädte, die reformiert hatten. Der Herzog war nach beiden Seiten hin verpflichtet.

Doch war auch hier die Lösung durch die allgemeine

politische Lage vorausbestimmt. Der Friede von Kadan, die Notwendigkeit, auf den Kaiser und die Altgläubigen im Reich, wie auf die Abneigung der meisten protestierenden Stände gegen den schweizerischen Lehrtypus Rücksicht zu nehmen, machte einen entschiedenen Anschluss an die schweizerische Reformation unmöglich. Ein Mittelweg empfahl sich. Er war dadurch geebnet, dass schon vorher eine vermittelnde Partei thätig war. Die Strassburger Theologen und Politiker, Bucer und Sturm wirkten in diesem Sinne auf den Herzog ein. Aber die Art, wie die Vermittlung durchgeführt wurde, war originell. Das Land wurde geteilt. Im Unterland sollte von Stuttgart aus der Lutheraner Erhard Schnepf, im Oberland von Tübingen aus Ambrosius Blarer reformieren, der dem schweizerischen Lehrtypus anhing. Eine vermittelnde Formel über das Abendmahl im Sinne der Strassburger bildete ein äusserliches Band der Einheit.

Die Reibungen hörten nicht auf. Die Durchführung der Reformation litt unter dem Nebeneinanderwirken von Theologen, die sich misstrauten. Immer stärker machte sich das Uebergewicht der Lutheraner geltend. Es kam darin zum Ausdruck, dass der Herzog in wichtigen Fragen der kirchlichen Organisation den Rat von Brenz einholte und ihn nach Tübingen rief, damit er an der Universität die neue Ordnung durchführe.

Herzog Ulrich war mit Brenz in Marburg bekannt geworden, bei den Verhandlungen, die Landgraf Philipp im Jahre 1529 veranstaltet hatte, damit die streitenden Parteien sich über die Abendmahlslehre verständigen sollten. Er hatte damals dem Herzog über die zwei Todsünden der Wirtemberger berichtet: ihre Anhänglichkeit

an den vertriebenen Landesherrn und an die evangelische Predigt. In einem Brief an den Reutlinger Schradin hatte er den Wunsch ausgesprochen, Gott möge den Verbannten in sein Land zurückführen.

Dass sich Ulrich jetzt an Brenz wandte, lag nahe. Es war damit ein Mann gewonnen, der an Ansehen Schnepf überragte, der sich vor allem in Franken und im nördlichen Schwaben einen grossen Einfluss erworben hatte, der mit den leitenden Theologen in enger Fühlung stand

36 Jahre alt war Brenz, als ihn der Herzog berief. Es war ein junges Geschlecht, dem in der Reformation diese Fülle von Arbeit zufiel. Brenz hatte schon sein gutes Stück gethan.

In Heidelberg hatte einst der junge Magister der Philosophie im April 1518 mit Andern, die später Führer der Reformation in Süddeutschland wurden, Luther bei der Disputation gesehen, die dieser auf dem Ordenskapitel der Augustiner hielt, er hatte die paradoxen Thesen gehört, die von der Scholastik auf Augustin, von Aristoteles auf Paulus zurückwiesen. Was unter den alten Lehrern Befremden erregte, das ergriffen diese jungen Studenten mit Begeisterung. Als ein neuer Erasmus erschien ihnen Luther, offener, rückhaltloser als der alte. Eine neue Theologie that sich vor ihren erstaunten Blicken auf.

Seitdem hat Luthers Gestirn Brenz immer mächtiger angezogen, dann ihn dauernd festgehalten und bis zuletzt seine Bahn bestimmt. Nie hat in dieser Zeit voll theologischer Spaltungen der leiseste Hauch des Misstrauens die hohe Achtung getrübt, die Luther für Brenz empfand. Niemals war Brenz versucht, eine Entschei-

dung zu treffen, die Luther missbilligt hätte. Wenn Luther seine Gedanken in warme, herzbewegende Töne zu kleiden wusste, damit auch die Kinder und Einfältigen sie verstehen, so berührte das ein verwandtes Vermögen in Brenz. Ehe Luther seinen Katechismus herausgab, hat Brenz den ersten Katechismus der evangelischen Kirche verfasst. Er musste es sich nicht abzwingen, wenn er sich ohne Vorbehalt dem Einfluss Luthers hingab, seine schlichte Natur fand ihre Kraft und Sicherheit darin. Auch Luthers leidenschaftliche Kampflust stiess ihn nicht ab. Denn soviel milder und massvoller Brenz auch im Ausdruck ist, die Entschiedenheit im Kampf, in der theologischen Polemik, selbst bis zur Schroffheit gehört zu den Eigentümlichkeiten seines Charakters.

Mit 23 Jahren war er Prediger in Schwäbisch-Hall geworden. Schritt für Schritt, in überlegtem Vorwärtsschreiten, energisch und klug hatte er die Reichsstadt der Reformation zugeführt. Er hatte ihre Kirche umgestaltet, den Gottesdienst geordnet, die Schule reformiert, die sozialen Zustände gebessert. Und das alles mit dem freien Sinn für das, was ein Volksleben gesund zu machen und zu erhalten vermag. Er schneidet weg, was ihm nicht lebensfähig erscheint. Er sieht, wie die alten Lateiner und Griechen ihren Gottesdienst und ihre Kirchenzucht eingerichtet haben, er rühmt ihre feinen Exempel; aber des guten Rechtes sich bewusst, will er d e u t s c h e Ordnung für die deutschen Bürger. Ein Sohn einer Reichsstadt hat er stets geschätzt, wie viel Kraft und Bürgersinn in den Reichsstädten angesammelt ist. Vertrauensvoll lenkt er diesen Sinn auf das höhere Ziel der religiösen Erneuerung. Er hat scharfe, ja bittere Worte nicht ge-

spart, wo die Regierenden ihm zu säumig waren in strenger christlicher Zucht. Seine Wirksamkeit war ganz auf die freie moralische Zustimmung gestellt, und doch hat er, unabhängig, dem Rat und dem Volk gesagt, was ihm Recht schien. Und das war nicht bloss die milde Predigt der Gnade. Auch sein Zeitbild hat den düsteren pessimistischen Hintergrund, den wir bei diesen Männern voll Lebenskraft in einer Zeit, in der sich die Entscheidungen drängten, so häufig beobachten. Auch ihm ist es die letzte betrübte Zeit, das Ende mehr, als der Anfang einer neuen Weltperiode. In den Türken, in Pest und Hungersnot kommt Gottes Zorn. Auch er glaubt: viele holen sich am Evangelium nichts als das Gericht.

Aber hellen Auges blickt er dabei in die Gegenwart. Die Politik der Stadt wird von ihm bestimmt; auch hier ist er behutsam, beinahe ängstlich. Jeder Zug wird sorgfältig überlegt, damit nichts gegen das Gewissen und gegen die Pflicht des Gehorsams geschieht, den die Stadt dem Kaiser schuldet. Mit Luther teilt er in den gespannten Jahren zwischen Worms und Augsburg den hohen Glauben, der nichts von menschlichen Bündnissen und alles von Gottes Wort erwartet. Er streift dabei je und je an eine politische Indifferenz, die gefährlich hätte werden können, wenn nicht andere dagewesen wären, die weniger entschlossen waren, zu leiden als zu handeln. Aber in seiner Stadt hat er auch die Meisten von denen gewonnen, die Anfangs zurückhielten. Es gelang, ohne Erschütterung das Gemeinwesen mit den neuen Fundamenten zu unterfangen.

Der Sturm des Bauernkriegs zog an Hall vorüber. Brenz hat die 12 Artikel der Bauernschaft sorgfältig ge-

prüft. Er ist dabei mehr auf die einzelnen sachlichen Forderungen der Bauern eingegangen, als es Luther that. Noch entschiedener als dieser hat er das Recht mancher ihrer Ansprüche anerkannt, die Obrigkeit an ihre Pflicht gemahnt, auf den harten Druck als eine Hauptursache der Erhebung hingewiesen. Nach der Niederlage der Bauern hat er zur Milde geredet und in den nächsten Jahren gegen die rücksichtslose Ausbeutung der Besiegten protestiert. Aber er hatte auch, als die Bauern gegen Hall gezogen waren, die Stadt aufgefordert, Widerstand zu leisten und die Geschütze spielen zu lassen. Den Rechtstitel der evangelischen Freiheit hat er ihnen so scharf abgestritten, wie Luther. Gleichzeitig mit diesem und in gleichem Geist hat er die Scheidelinie gezogen, nicht so tief wie Luther in die letzten Prinzipien eindringend, die sich hier berührten, um sich abzustossen, aber weniger leidenschaftlich und die socialen Zustände vielleicht richtiger und allseitiger beurteilend.

Brenz ist wie Luther in politischen Fragen stets konservativ gewesen. Man kann Neuerungen, welche die ganze Gesellschaftsordnung verändern, wohl nicht mit grösserer Achtung vor dem bestehenden Recht, vor der von Gott geheiligten Gewalt der Obrigkeit durchführen, als es Brenz gethan hat. Vor allem Gewaltsamen, Revolutionären hat er Abscheu. Die Reformation, wie er sie versteht, hat damit nicht das Mindeste zu thun. Oft spricht aus ihm der Freimut des Bürgers, der gewöhnt ist, in seiner Stadt selbst mitzureden und der sich auch darüber hinaus seine Gedanken macht, wie dem gemeinen deutschen Wesen am besten aufzuhelfen sei. Aber über alledem steht die monarchische Gewalt des Kaisers un-

erschütterlich, und von ihr aus zieht sich ein System unverbrüchlicher Ordnungen durch das Reich. Es ist bezeichnend, dass er seinen theologischen Gegnern, den Schweizern, einmal vorwirft, dass sie sich jeder monarchischen Gewalt entzogen haben und seitdem ohne Obrigkeit als Aufrührer leben. Wenn sie im Reich Eingang gewinnen, werden sie ein Element der Unruhe und Zerstörung sein. Noch zwei Jahre vor seinem Tod hat er in einem Bedenken an Herzog Christoph ausgeführt, dass man sich mit den Zwinglianern in keinen Bund einlassen könne. Da führt er nicht allein die dogmatischen Gründe an, sondern auch, dass der Geist der Zwinglianer ein spiritus seditiosus sei: wo er zur Herrschaft gelange, beginne er mit Bilderstürmen, mit Veränderung gewöhnlicher und nützlicher Zeremonien, auch mit Entsetzung ordentlichen Magistrats. Das war nicht gerecht geurteilt in einer Zeit, in der die Schweizer Reformation längst bewiesen hatte, dass auch sie feste Ordnungen zu begründen und die revolutionären Kräfte nieder zu halten vermochte. Aber für den konservativen Sinn von Brenz ist es charakteristisch.

So hat er sich auch von dem Recht, dem Kaiser bewaffneten Widerstand zu leisten, lange nicht überzeugen können. Noch zäher und länger als die sächsischen Theologen hat er daran festgehalten, dass die Stände dem Kaiser Gehorsam schuldig seien, selbst wenn er die kirchlichen Neuerungen unterdrücke. Protestieren sollen sie, aber nicht zum Schwert greifen, nicht einmal einen Verteidigungsbund gegen den Kaiser schliessen. Sie sollen sich an nichts beteiligen, was gegen das Evangelium und das Gewissen geht, aber zu leiden sind sie schuldig. Bei

Brenz wie bei Luther ruht das auf einer eigentümlichen Vorstellung vom Wesen des deutschen Reiches. Eine göttliche Ordnung baut sich das Reich in drei Stufen auf. Zu unterst die Unterthanen der einzelnen Stände, dann als mittlere Stufe diese selbst, die Kurfürsten, Fürsten und Grafen, die reichsunmittelbaren Ritter und freien Städte. Zu oberst der Kaiser. Genau wie die Unterthanen ihrer Landesherrschaft Gehorsam schuldig sind, so schuldet ihn diese dem Kaiser. Im Verhältnis zu ihren Unterthanen ist sie Obrigkeit, im Verhältnis zum Kaiser Unterthane. Man kann nicht sagen, dass diese Anschauung den wirklichen politischen Verhältnissen im Reich völlig entsprochen hätte. Längst hatten sich die Territorialherren, gerade auch in kirchlichen Angelegenheiten, Rechte erworben, die es unmöglich machen, sie einfach als Unterthanen des Kaisers aufzufassen. Dem Bürger einer Reichsstadt mit kleinem Gebiet mochte immerhin diese Vorstellung noch näher liegen, als dem Angehörigen eines grossen Kurfürstentums. Wie bei Luther war es etwas Grosses um das Vertrauen, dass der Glaube, diese Gabe Gottes, durch kein tyrannisches Schwert der Obrigkeit ausgetilgt werden kann. Durchführen liess sich freilich diese passive Stellung nicht. Länger als andere Reichsstädte hat Hall, durch Brenz bestimmt, mit dem Beitritt zum schmalkaldischen Bund gezögert, bis zum Jahr 1538, und auch auf die Weigerung des Markgrafen Georg von Brandenburg — Ansbach, den Verbündeten beizutreten, war der Rat von Brenz von Gewicht. Allein zuletzt war die Gewalt der Thatsachen stärker und Brenz musste zugeben, dass dem Kaiser die Hilfe verweigert werden dürfe, wenn er sie

zur Unterdrückung der Evangelischen benützen wolle, und dass in diesem Fall auch die Gegenwehr erlaubt sei. Doch hat er sich selbst dann noch möglichst nahe an jene ursprünglich gezogene Linie gehalten.

Ein Urteil über die Person des Kaisers, irrig und doch rührend, hat dabei mitgewirkt. Wie so viele andere hat auch Brenz die Selbständigkeit des Kaisers ebenso unterschätzt, wie er seinen guten Willen gegenüber den Protestanten überschätzt hat. Aus Augsburg schreibt er heim: der Kaiser halte sich neutral — er habe bei der Verlesung der Konfession, wie später wieder bei der Verlesung der Konfutation mitten in den Verhandlungen geschlafen — „Aber er hat doch Interesse für unsere Religionsverhandlungen. Er ist in der That ein guter Mann, der nicht selbst handelt, sondern mit sich handeln lässt". — Es sollte Brenz beschieden sein, Karl V. noch anders kennen zu lernen.

Seit dem Marburger Kolloquium hat Brenz an den meisten grossen Verhandlungen über den Religionsstreit teilgenommen. Es war mehr sein Schicksal als seine Wahl. Denn dass auf allen diesen Reichstagen, in allen diesen Gesprächen und Unionsversuchen viel zu erreichen sei, hat er nicht geglaubt. Oft war er ein schweigsamer Zuhörer. Er schreibt einmal: „Durch Zanken, welches in einer öffentlichen Disputation nicht unterbleiben kann, verliert man die Wahrheit mehr, als man sie findet". In der scheinbar aussichtsreichsten Unionsverhandlung mit den Altgläubigen, zu Regensburg im Jahr 1541, sieht er den Versuch, Christus und Belial zu vergleichen. Wo er kann, geht er den theologischen Kongressen aus dem Weg. Sein praktischer Sinn lehnt sich gegen die nutzlosen Debatten

auf. Auch war er, der schriftlich seine Meinung so gewandt und klar zu formulieren wusste, offenbar in der mündlichen Verhandlung nicht in gleichem Mass schlagfertig. Der letzte Grund ist aber immer wieder: seine eigene Ansicht war abgeschlossen, für immer fertig; der Gegensatz zu den Altgläubigen, wie zu den Zwinglianern war für ihn definitiv; die Versuche ihn auszugleichen konnten die Wahrheit nur verhüllen. Auch mit dieser Stimmung ist Brenz einfach Luthers Schüler.

Eine grosse Erinnerung war es immer für ihn, dass er in Augsburg bei der Uebergabe der Konfession anwesend gewesen war. Mehr als Zuschauer, denn als Mithelfer gekommen, ist er dann doch zu den Verhandlungen über die von den katholischen Theologen im Auftrag des Kaisers ausgearbeitete Widerlegung der Konfession beigezogen worden. Wie Melanchthon, mit dem er damals eng zusammenarbeitet, ist auch Brenz bei diesen Verhandlungen in den Zugeständnissen bedenklich weit gegangen. Vieles wirkte dabei zusammen: Melanchthons Aengstlichkeit, die Achtung vor der hohen Gestalt der Kirche des Altertums, das Streben, so viel als möglich den Boden des Reichs und der Reichsreligion festzuhalten, die Ehrfurcht vor dem Kaiser, eine Gleichgiltigkeit gegen manche Zeremonien, die, wie bei Luther, aus innerer Freiheit entspringt, endlich die Ueberlegung, ob nicht das Bischofsamt, wenn es nur der evangelischen Predigt freien Raum gewährt, für die Kirche als Schutzwehr gegen die Willkür der weltlichen Herren erwünscht ist. Aber in dem, worauf es am Ende ankam, blieb er fest und wenn er in Augsburg vielen Evangelischen zu nachgiebig gewesen war, so hat er später bewiesen, dass ihm

kein Opfer zu gross war, wenn es galt seine Ueberzeugung zu behaupten.

In einer Reihe von süddeutschen Territorien hatte inzwischen Brenz an der Neuordnung der Kirchen mitgewirkt. Mit alledem war er für eine Aufgabe vorbereitet, wie sie ihm im Herzogtum Wirtemberg gestellt war. Freilich, im Kampf der theologischen Parteien hatte der Name Brenz seine sehr bestimmte Farbe. Er war es gewesen, der mit dem schwäbischen Syngramma im Herbst 1525 in den Abendmahlsstreit gegen die Schweizer eingegriffen hatte, in einer Weise, die viel dazu beitrug, den Streit allgemein und die Verständigung unmöglich zu machen. Schroff hatte sich Brenz damals gegen seinen Lehrer Oekolampad gewandt. Die Schweizer erschienen ihm, wie Luther, mit ihrer Abendmahlslehre nur als eine höhere und darum gefährlichere Gattung der Schwarmgeister, die das äussere Wort Gottes und den ganzen geschichtlichen Christus zu Boden stossen. Dieser Gegensatz gegen den Spiritualismus bildet für das Auftreten von Brenz im Abendmahlsstreit den allgemeineren Hintergrund. Wohl hat Gott die Seligkeit an kein äusserliches Mittel gebunden, aber der Glaube bewährt sich daran, dass er sich an die Mittel, durch die Gott wirkt, an die Ordnung hält, in der er das Heil geben will. Daher der Satz, auf dem das ganze Syngramma aufgebaut ist: Das Wort Gottes ist nicht ein äusserliches leeres Zeichen der Dinge, von denen es redet, sondern es schliesst sie ein, es übermittelt sie dem Glauben in realer Weise. So wird in der schöpferischen Kraft des Worts die Erklärung dafür gefunden, dass im Abendmahl Leib und Blut Christi wirklich gegen-

wärtig sind. In der Abendmahlslehre von Brenz prägt sich derselbe konservative Sinn auf dogmatischem Gebiet aus, den wir in den praktischen Fragen aus seinen Kirchenordnungen kennen lernen. Hartnäckig hält Brenz die einmal vollzogene Ideenverbindung fest; er macht mit seinen theologischen Reflexionen regelmässig an einem bestimmten Punkt Halt und bezeichnet diesen immer wieder mit dem von Luther übernommenen Satz, dass der Glaube sich Gottes Wort zu unterwerfen und nach der Vernunft nichts zu fragen habe. Nicht mit Unrecht bemerkten die Gegner, dass der Beweis, den Brenz für die reale Präsenz gab, gar nicht bis zur These hinanreiche, da der vermittelnde Gedanke von der schöpferischen Kraft des Wortes eben wieder nur auf eine geistige Gegenwart führe. Es ist verständlich, dass diese Beobachtung die Schweizer nicht geneigter machte, die Polemik von Brenz zu ertragen. Der Widerspruch zwischen der dogmatischen Intention und der Ausführung war im Syngramma offenbar. Er bezeichnet zugleich, obwohl die Schrift auf die weitere Behandlung einzelner Seiten des Problems anregend gewirkt hat, entschieden die Grenze in der dogmatischen Begabung von Brenz.

So lässt sich nicht verkennen, dass er an der verhängnisvollen Wendung, die der Kampf sofort nahm und damit an der ganzen tiefen Spaltung nicht ohne Schuld gewesen ist. Die Gründe, die es bei Luther erklärlich machen, warum er nicht zu einem richtigeren Urteil über die Schweizer kommen konnte, gelten meist auch für Brenz, aber nicht in gleichem Mass. Und diesen Gegensatz hat er zeitlebens in aller Schärfe festgehalten.

Er hat über die Zwinglianer immer mit unverhüllter Bitterkeit geurteilt. Gott ist nicht bei ihnen. Sie trauen der Vernunft zu viel und Gottes Allmacht zu wenig zu. Das war für ihn nicht ein Streit um theologische Formeln, es war eine religiöse Differenz. Es handelte sich um das Gewissen, um die ewige Seligkeit. — So war Brenz der Vorkämpfer des Luthertums in Süddeutschland geworden. Als solcher tritt er nun auch im Herzogtum Wirtemberg auf.

Seine theologischen und kirchenpolitischen Grundsätze sind in diesem Moment schon vollständig abgeschlossen. Sein späteres Leben hat ihm noch reiche Gelegenheit gegeben, sie anzuwenden, zu bewähren, auf weitere grosse Gebiete auszudehnen, aber es hat sie in keinem wesentlichen Punkte mehr verändert oder vertieft. Der Haller Reformator war, als er Wirtemberg betrat, eine fertige Persönlichkeit. Als solche gilt er bei Freund und Feind. Sobald Herzog Ulrich wieder in sein Land einzieht, taucht der Name Brenz überall im Briefwechsel der süddeutschen Theologen auf, bei den einen mit der Befürchtung, bei den andern mit der Hoffnung, dass er mit der Reformation im Herzogtum betraut werde.

Das ist zunächst nicht geschehen. Er galt wohl dem Herzog als ein zu ausgesprochener Parteigänger Luthers. Wie Ulrich dann seinen Rat in Anspruch nahm, hat Brenz in der That alles gethan, auch hier dem Luthertum das Uebergewicht zu verschaffen, wenngleich sich seine Mässigung und Besonnenheit auch da nicht verläugnete und die ganze politische Lage gerade damals dazu drängte, die inneren Gegensätze etwas zurück-

zustellen. Auch lag zunächst die Entscheidung nicht in seiner Hand. Als Berater war er vom Herzog beigezogen, nicht als Leiter der Kirche. Sein Einfluss kommt nicht rein zur Geltung; noch wirken andere Kräfte nach anderer Seite.

Am 15. Juli 1535 hat Herzog Ulrich nach Hall geschrieben: er bittet den Rat, dass sie ihm ihren Prediger eine Zeit lang überlassen. In eine feste Stellung trat er nicht, er wurde nur für einzelne Fälle zur Beratung und Begutachtung beigezogen. Seine erste Aufgabe war die Durchsicht der Wirtembergischen Kirchenordnung, die Schnepf verfasst hatte. Es sind die Zusätze erhalten, die Brenz aufgezeichnet hat. Sie dienen z. T. dazu, die Redaktion Schnepf's zu unterstützen und zu erläutern, z. T. sind seine Vorschläge in die Kirchenordnung selbst übergegangen. Der Kirchenordnung ist ein Katechismus angehängt, den Brenz mit Benützung von Luthers kleinem Katechismus verfasst hat. Er ist bis heute die Grundlage der katechetischen Unterweisung in der evangelischen Kirche Württembergs. Ebenso hat Brenz an der Visitationsordnung und der Eheordnung für das Herzogtum mitgewirkt. Diese ganze Neugestaltung der Kirche hält die Linie ein, die durch die Union bezeichnet war, sie ruht auf Kompromissen, aber der Einfluss von Brenz gab in den strittigen Fragen häufig den Ausschlag für die lutherische Lehre und Ordnung. Blarer waren manche Bestimmungen der Kirchenordnung zu abergläubisch. Er beklagt den Einfluss von Brenz. Aber er tröstet sich damit, dass dieser nicht noch Schlimmeres hereingebracht habe.

Die Vorrede, die Brenz für die Wirtembergische

Kirchenordnung entworfen hat — sie ist damals nicht gedruckt worden — und in der er die Notwendigkeit und den rechten Gebrauch einer solchen Ordnung entwickelt, ist für seine Auffassung dieser organisatorischen Aufgaben charakteristisch. Es geht voraus die Versicherung, dass die christliche Religion nicht auf äusserliche Ceremonien gegründet sei. Aber die eine wesentliche Aufgabe der Kirche, die Predigt des Evangeliums und die Verwaltung der von Christus selbst eingesetzten Sakramente, kann nur in einer festen Ordnung gelöst werden. Der ungezügelte Individualismus, der einer solchen widerstrebt, ist dem geordneten, ruhigen Geist von Brenz stets unverständlich und widerwärtig gewesen. Gilt schon das weltliche Recht als göttliche Ordnung, wie viel mehr hat die Ordnung der Kirche Anspruch darauf, als solche respektiert zu werden. Jede solche Ordnung trägt freilich die Gefahr in sich, dass die in ihr vorgeschriebenen Ceremonien als verdienstliche Werke betrachtet werden. Aber des drohenden Missbrauchs wegen darf man nicht auf sie verzichten. Auch die Kirchenordnung Mose's ist so missbraucht worden und doch hat sie Gott dem Volk Israel gegeben. Ebenso haben die Apostel und h. Väter in der ersten Kirche ihre Kirchenordnung aufgestellt, obwohl ihnen ihr künftiger Missbrauch im Papsttum nicht verborgen war. So lange nur die rechte Lehre und der rechte Gebrauch der Sakramente bleibt, wird die Frucht solcher Kirchenordnungen nicht fehlen.

Es sind Luthers Gedanken, mittelst deren hier Brenz von der Voraussetzung aus, dass die Kirchenordnung nicht unmittelbar aus Gottes Offenbarung abzuleiten sei,

doch wieder zur Notwendigkeit einer festen Kirchenordnung gelangt. So wenig er zeitlebens, auch hierin ein getreuer Schüler Luthers, an der Mannigfaltigkeit der Ceremonien in den verschiedenen Territorien Anstoss nahm, wenn nur die Einheit der Lehre gewahrt blieb, und so entschieden er noch später Herzog Christoph abriet, auf Uniformität in den Kirchengebräuchen bei den protestierenden Ständen hinzuwirken, so selbstverständlich war es ihm, dass innerhalb des einzelnen Territoriums in allem Wesentlichen Gleichheit herrschen müsse und so sehr hält er es für seine Pflicht, rasch alle Elemente auszuscheiden, welche die ruhige Durchführung der Kirchenordnung stören konnten. Er hat für mildere Behandlung der Täufer ein Wort eingelegt, aber von Duldung der täuferischen Gemeinschaften ist auch bei ihm keine Rede. Bedenklich musste es ihm erscheinen, wenn, wie jetzt in Wirtemberg, manche Verschiedenheiten in den Ceremonien in dogmatischen Differenzen wurzelten. Denn nicht die Predigt allein, sondern die ganze Einrichtung der Kirche ist ihm eine „Lehre des Glaubens“ und in seinen Aufzeichnungen hat er sogleich auch gefordert, dass alle Predigt und alle Ordnung in der Kirche sich nach der Bibel richten, diese aber nach der Augsburgischen Konfession und der Apologie erklärt werden soll.

Wie sich Brenz die Ordnung im Einzelnen denkt, ist gleichfalls durch seine ganze Sinnesart bestimmt. Gab schon die stark betonte Einsetzung der Sakramente durch Christus ein festes Element der Ordnung in die Hand, so wird der allgemeine Grundsatz, dass die Ordnung der reinen Lehre des Evangeliums dienen solle,

durch das Streben näher bestimmt, was irgend gut und nützlich erschien, festzuhalten, gleichviel ob es bisher falsch oder richtig gebraucht worden war. Wie er im Syngramma gegen Oekolampad, der von der lutherischen Abendmahlslehre eine neue Stärkung des katholischen Messdienstes befürchtete, den Satz verficht: die Möglichkeit des Missbrauchs einer Sache hebt ihre Wahrheit nicht auf, so lässt er die Ceremonien den Missbrauch nicht entgelten, den sie nach seiner Ueberzeugung in der alten Kirche erfahren haben. Die Reformation ist nicht gegen die Ceremonien selbst, sondern gegen den Aberglauben in den Ceremonien gerichtet. Eine Produktion neuer Ordnungen in grossem Stil war durch solche Grundsätze ausgeschlossen. Es galt, aus dem bisher Ueblichen das Beste auszuwählen, das Alte den neuen Grundsätzen anzupassen, für das Neue die am wenigsten auffallenden Formen zu finden. Die Kirchenordnungen, die Brenz entworfen oder an denen er mitgewirkt hat, zeigen, wie sorgfältig er über das Brauchbare nachgedacht hat, wie er der Eigentümlichkeit des Bodens gerecht zu werden strebt, wie er mit praktischem Blick die Wirkung der neuen Einrichtungen vorauszuberechnen sucht. So haben sie denn auch in zahlreichen anderen Gebieten Nachahmung gefunden.

Gehörte die Mitwirkung an der Kirchenordnung zu denjenigen Arbeiten, in welchen Brenz am meisten Erfahrung hatte, so führte ihn eine andere, eigenartige und schwierige Aufgabe, die seiner in Tübingen wartete, über den ihm bisher vertrauten Kreis des Wirkens hinaus.

Am 3. November 1536 finden wir ihn im akademischen Senat in Tübingen. Er kündigt an, dass er auf Bitte

des Herzogs und der Universität vom Rat in Hall auf ein Jahr beurlaubt sei, um in Tübingen als Professor der Theologie zu wirken. Im April 1537 hat er sein Amt hier angetreten.

Die kirchliche Neuordnung war so lange unvollständig, als die Universität nicht ganz für die Reformation gewonnen war. Und dazu fehlte noch viel. Als Ulrich mit der Reformation begann, hatte diese kaum einen entschiedenen Anhänger an der Universität. Die Theologen waren ihr abgeneigt. Gegen ihren Willen hat der Herzog der Universität am 30. Jan. 1535 eine neue Ordnung gegeben, welche die Reformation einführte. In allen Fakultäten sollen die Professoren „gelehrte, geschickte und christliche Männer sein; welche aber der rechten, wahren, evangelischen Lehre zuwider seien und diese zu lästern sich unterstehen, sollen gänzlich abgeschafft und geurlaubt sein.“ Für die Theologen waren zwei Lehrer vorgesehen. Der einzige Gegenstand ihrer Vorlesungen soll die hl. Schrift in den Grundsprachen sein. So wurden denn von den 4 Theologen 3 entlassen. Es blieb nur einer, Dr. Balthasar Käuffelin und dieser war im Herzen gleichfalls altgläubig. So war es eine Lebensfrage, tüchtige Theologen der neuen Richtung zu gewinnen. Das war nicht leicht. Die theologischen Lehrkräfte waren selten. Und hier war nicht bloss eine Lehraufgabe zu lösen, es bedurfte einer geschickten und überlegenen Persönlichkeit, um die Universität in die neue Ordnung überzuführen. Das Widerstreben der meisten Professoren hatte nicht bloss in der kirchlichen Veränderung seinen Grund. Es galt zugleich die Selbständigkeit der Universität. Durch ihre Stiftungsrechte war sie

mit grosser Unabhängigkeit ausgestattet. Aber es lag in der Linie der ganzen Politik Ulrichs, seinen Willen wie in der Kirche, so auch der Universität gegenüber stärker geltend zu machen. Sofort, nachdem er die Herrschaft wiedergewonnen, hatte er der Universität erklärt, dass ohne seinen Willen keine Lektur vergeben werden solle. In der That hat denn auch die Universität in den nächsten Jahrzehnten die Entwicklung genommen, dass ihr Charakter als Landesuniversität schärfer hervortrat. Die allgemeine Strömung führte dahin, die selbständigen Korporationen der Territorialgewalt unterzuordnen. Für diesmal konnte der Herzog der Universität vorhalten, dass sie hinter dem raschen Fortschritt der Wissenschaft in Deutschland zurückgeblieben sei. Dem war so. Doch war es erklärlich, dass die Universität sich den Neuerungen abgeneigt zeigte.

Blarer, der neben dem aus Basel für ein Jahr berufenen Theologen Grynäus zunächst herzoglicher Kommissär war, wurde mit dem Widerstand nicht fertig. Der einfache Magister hatte in den akademischen Dingen wenig Erfahrung und litt unter dem Hochmut der Professoren. Gegen ihn wie gegen Grynäus richtete sich das Misstrauen, mit dem Lutheraner wie Altgläubige jeden Vertreter der Schweizer Theologie beobachteten. So war auch die Neugestaltung der Universität durch den theologischen Gegensatz unter den Protestanten erschwert. Grynäus ging bald nach Basel zurück und der statt seiner aus Basel berufene Phrygio hatte als Theologe keinen nennenswerten Einfluss. Während es gelang, für die andern Fakultäten eine Reihe bedeutender Männer zu gewinnen, wie den Mediziner Leonhard Fuchs, den Ju-

risten Sichard, für die klassischen Studien einen vorzüglichen Vertreter in Melanchthons Freund Camerarius, war die im Augenblick wichtigste Fakultät ungenügend besetzt. Wie immer dachte man in solcher Lage an Melanchthon, den der Herzog schon vorher nach Tübingen zu ziehen versucht hatte. Er lehnte ab. Ebenso andere. Das Vertrauen auf den Bestand der Neuerungen im Herzogtum und an der Universität war noch nicht gross. Da war es Melanchthon, der Brenz vorschlug. Er redete ihm zu und gab ihm zugleich den Rat, bei den verwickelten Verhältnissen in Tübingen alle Vorsicht und Mässigung walten zu lassen.

Brenz hatte sich schon vorher, bei seinem Aufenthalt in Stuttgart, im Sommer 1535, mit dem Gedanken an die Reformation der Universität beschäftigt. Doch fiel ihm der Entschluss nicht leicht, jetzt selbst nach Tübingen zu gehen. Er weiss nicht, ob er den Erwartungen genügen wird. Wohl hatte er einst in Heidelberg nach seiner Studienzeit als Regens der Realistenburse philologische, philosophische und theologische Vorlesungen gehalten — über das Matthäusevangelium mit solchem Zulauf, dass er einen geräumigeren Hörsaal nehmen musste, das philosophische Auditorium. Dieser Erfolg einer Vorlesung, in der sich schon der Geist der neuen Zeit ankündigte, hatte bei den alten theologischen Lehrern Bedenken erregt und die theologischen Vorlesungen waren ihm untersagt worden, auch mit der Begründung, dass über so heilige Dinge nicht in einem so profanen Hörsaal gelesen werden solle. Das lag jetzt weit zurück. Inzwischen hatte sich Brenz als theologischer Schriftsteller einen angesehenen Namen erworben. Vor allem seine Kommentare wurden viel ge-

lesen. Aber das Universitätsleben war ihm doch fremd geworden und er fühlte wohl richtig, dass seine Stärke nicht in einer ausschliesslich gelehrten Thätigkeit liege.

Doch war das auch nicht seine Hauptaufgabe, als er nach Tübingen kam. Er hat zwar, da im Augenblick kein theologischer Lehrer zu haben war, Vorlesungen gehalten, auch häufig in unserer Stiftskirche gepredigt. Aber seine Wirksamkeit lag vor allem auf dem Gebiete der Organisation. Im Herbst des Jahres 1536 war Melanchthon einige Wochen als Gast in Tübingen gewesen, ohne offiziellen Auftrag, doch war seine Anwesenheit zu Verhandlungen mit dem Herzog und dem Senat über den Entwurf einer neuen Universitätsordnung benützt worden. Sie schloss sich im Wesentlichen der Ordnung von 1535 an. Reformation und Humanismus geben ihr das Gepräge. Brenz hatte als herzoglicher Kommissär die Aufgabe, die Ordnung durchzuführen. Mit Geschick hat er sie gelöst. Auch der ökonomischen Angelegenheiten nahm er sich an: er ritt auf die Universitätsgüter hinaus, visitierte, trieb die Gilten und Zehnten ein und half die Finanzen der Universität in Ordnung bringen.

Prinzipielle Bedeutung hatte die Entscheidung über die akademischen Grade, deren Erteilung Brenz wieder in Gang brachte. Der Kanzler der Universität, der Jurist Ambrosius Widmann, hatte am 12. Juli 1535 Tübingen verlassen; er war ein Anhänger Oestreichs und des alten Glaubens. Er sass im nahen Rottenburg und war nicht zur Rückkehr zu bewegen. Nun war die Erteilung der akademischen Grade Sache des Kanzlers, der kraft päpstlicher Autorität die Venia gab. So ruhte sie seit seinem Abgang. Die Zwinglianer, wie Grynäus

und Blarer waren damit ganz einverstanden. Wir finden in den Kreisen der schweizerischen Theologen in der Reformationszeit vielfach Bedenken gegen die Annahme der akademischen Grade, wie diese noch schärfer von Karlstadt und den Täufern verworfen worden ist. Das Wort des Herrn wurde angeführt: Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen. Aber auch die Abneigung gegen die scholastischen Einrichtungen wirkt mit; die Grade erschienen, wie sie sagten, als unnützer, päpstlicher Tand. Haben doch selbst in Wittenberg die Promotionen in der theologischen Fakultät jahrelang geruht. Hier waren sie inzwischen, seit 1533, wieder aufgenommen worden. Dagegen wollten Blarer und Grynäus nicht Doktoren werden. Beide Parteien trugen ihre Ansicht dem Herzog vor. Es wird erzählt, dass Brenz bei ihm mit Hilfe eines militärischen Bildes den Sieg gewann: Der Universitätsstand sei wie der Kriegsstand, denn auch in ihm werde gestritten, mit Federn, oft sehr spitzen; so werden die Grade erteilt, zur Belohnung und zum aufmunternden Beispiel, wie im Kriegsstand, die sich auszeichnen, zu Rittern geschlagen werden.

Hatte hier Brenz gegen die Schweizer gesiegt, deren Einfluss er auf der Universität überhaupt zurückdrängte, so gelang es in einer anderen Streitfrage nicht ebenso. Die Züricher und die Wittenberger Reformatoren gingen in der Behandlung der Bilder auseinander. Die Züricher verwarfen alle Bilder in der Kirche, während Luther im Gegensatz zu Karlstadts Radikalismus für die Bilder eingetreten war. So liess nun Schnepf in seinem Reformationsgebiet nur die „ärgerlichen“ Bilder entfernen, während im Oberland nach Blarers Willen die Bilder meist ohne Unterschied weggeschafft oder zerstört wurden.

Auf dem Uracher „Gözentag“ am 10. Sept. 1537 wurde in Anwesenheit einer ganzen Anzahl von Theologen darüber verhandelt. Von beiden Seiten wurden die üblichen Gründe ins Feld geführt. Brenz, der aus Tübingen herübergekommen war, meinte u. A.: Werden die Bilder abgeschafft, so leide die Frequenz der Universität, weil sie alsdann als der Zwingli'schen Sekte verdächtig verschrieen werde.

Brenz ist in der Ordnung des Gottesdienstes auch sonst konservativ verfahren. Er hatte Freude an der Kunst im Gottesdienst, besonders an der Musik. Wenn er auch in seinen Kirchenordnungen die deutsche Sprache im Gottesdienst zur Herrschaft bringt, so hat er doch, ähnlich wie Luther, dem Latein einen bescheidenen Platz zu wahren gesucht: man solle die Sprachen nicht aus der Kirche verstossen, die zur heiligen Schrift und allen anderen Uebungen nutz und not seien. Dass die evangelische Kirche Württembergs mehrere Marientage feiert, geht auf Brenz zurück. Der Grund lag nicht in ängstlicher Anbequemung an das Alte, vielmehr haben ihn Luthers freie Grundsätze geleitet. Gott hat kein Gesetz gegeben über Feiertage, über heilige Kleider und Ceremonien. Das soll man nach den Rücksichten der Zweckmässigkeit ordnen.

In der Bilderfrage hat Herzog Ulrich für die Schweizer entschieden, denen er hierin schon vorher nahe stand. Es war der letzte Sieg der schweizerischen Richtung im Land. Bald darauf musste Blarer weichen, ein gemütvoller, überzeugungstreuer Mann, der von den lutherischen Heissspornen im Herzogtum manche Kränkung erlitten hat.

Nicht ganz ein Jahr war Brenz in Tübingen gewesen. Am 6. April 1538 hat er sich im Senat verabschiedet, seinen Dank bezeugend, sich entschuldigend, wenn er im Uebereifer etwa gefehlt habe. Für die Zukunft stellt er seinen Rat in Aussicht. Durch seine Thätigkeit war das neugelegte Fundament der Universität beträchtlich verstärkt. Es lag nicht an ihm, wenn die Universität immer noch nicht recht gedeihen wollte; vielmehr an dem Fortgang der Parteikämpfe, gerade auch in der theologischen Fakultät, weiter an dem Wechsel der Sympathieen am Hofe, dazu an dem fortgesetzten Widerstreben der Universität gegen die Anordnungen des Herzogs.

Noch einmal ist Brenz in ehrenvoller Weise nach Tübingen berufen worden, im Herbst 1543 nach Phrygios Tod. Die Anhänglichkeit an Hall hielt ihn zurück. Nur aus der Ferne hat er noch immer mit seinen Ratschlägen die weitere Entwicklung des Wirtembergischen Kirchenwesens unter Herzog Ulrich unterstützt.

In ganz anderer Weise sollte er Wirtemberg wieder sehen, ein Verjagter, Heimatloser.

Die Schmalkaldischen Verbündeten waren geschlagen. Karl V. unternahm einen letzten Versuch, die religiöse Einheit im Reich herzustellen. Er zwang den Protestanten das Interim auf: gegen einige Konzessionen bis zu dem in Aussicht genommenen Konzil fordert es von den Protestanten die Preisgabe ihrer eigentümlichen Lehren und ihrer neuen Kirchenordnung. Die Waffen des Kaisers herrschten in Süddeutschland. Es kam alles darauf an, wie sich jetzt die evangelischen Prediger hielten. Da sich die Fürsten und die Magistrate der Städte beugten,

waren sie mehr als je die Träger der reformatorischen Ueberzeugungen.

Unter denen, die damals Not und Verbannung der Verläugnung vorzogen, steht Brenz voran. Er war im Süden der Vorkämpfer gegen das Interim. Keinen Augenblick hat er gezögert, es zu verwerfen. Es ist ihm der Interitus der evangelischen Kirche. Während Melanchthon durch seine Nachgiebigkeit bei vielen das Vertrauen einbüsste, wurde es Brenz um so reichlicher zu Teil. Ueberall erzählte man sich von den Gefahren, die er ausgestanden, von dem Mut, den er bewiesen. Es sind Bilder, die sich dem evangelischen Volk Württembergs unauslöschlich eingeprägt haben. Brenz sitzt mit den Seinigen bei Tisch am Abend des Johannistages. Da kommt sein Freund Isenmann und stellt ihm den Zettel eines Ratsherrn zu, der ihn zu eiligster Flucht auffordert. Ein Kommissär soll ihn im Auftrag Granvella's verhaften. Unter dem Stadtthor begegnet er diesem. Wohin er wolle? Zu einem Kranken in die Vorstadt. So eilt er hinaus. Inzwischen will ihn ein spanischer Hauptmann in seinem Haus verhaften. Tagelang hat er sich damals unter freiem Himmel umhergetrieben. Ein benachbarter Edelmann bot ihm einen Zufluchtsort. Bei Tag versteckte er sich im Waldesdickicht. Jetzt aber sorgt Herzog Ulrich für ihn.

Am 22. August 1548 weilte der Kaiser in Esslingen. Er führte damals gleichsam persönlich den Krieg mit den widerspänstigen Prädikanten in Schwaben. Auf seinen Befehl hin wurde das nahe Stammschloss Wirtemberg nach solchen durchsucht. Es schien auf Brenz abgesehen. Dieser aber war inzwischen auf der abgelegenen Burg

Hohenwittlingen bei Urach verborgen. An den Verheissungen der Psalmen hat er sich hier gestärkt. Die Auslegung des 93. und des 130. Psalms durch „Joannes Witlingius“ erinnern an diese Zeit. In Basel trifft den Flüchtigen ein Brief Kalvins: „Ich zweifle nicht, der Herr hat noch ein unbekanntes Tagewerk für dich“. Und hier lernt er den Fürsten kennen, der ihn in dieses Tagewerk einführen sollte: Herzog Christoph.

Zuvor aber kommt er noch einmal in Stuttgart in schwere Lebensgefahr, dann weilt er monatelang im tiefen Schwarzwald, auf der Burg Hornberg im Gutachthal, als Burgvogt, ähnlich wie einst Luther auf der Wartburg. In diesem Gewand ermahnt er einmal den Pfarrer aus dem nahen Gutach, kürzer zu predigen; da erwidert dieser: „Euch Vögten wird die Zeit in der Kirche immer zu lang!“ Später aber, als Brenz ihn in schwerer Krankheit mit Worten aus seinen eigenen Predigten tröstet, da dämmert es dem Pfarrer auf: „Ihr seid kein Vogt, ihr mögt sein, wer ihr wollt!“

Auswärtige Kirchen haben sich um Brenz bemüht. Cranmer will ihn nach England ziehen, nach Dänemark wird er berufen, Herzog Albrecht hat wiederholt versucht, ihn für das Herzogtum Preussen zu gewinnen. Aber seitdem er im Exil in Wirtemberg Hilfe gefunden hat, fühlt er sich unlöslich mit dem Herzogshaus verknüpft. So lange noch die Hoffnung besteht, dass er ihm Dienste leisten kann, will er bleiben.

Rasch kam diese Zeit. Als Herzog Christoph die Regierung übernahm, im November 1550, da lagen die spanischen Truppen in den Festungen des Landes, noch galt das Interim, noch lastete der Zorn des Kaisers auf dem

widerspänstigen Prädikanten, König Ferdinand hatte den Felonieprozess angestrengt. Der neue Regent bedurfte der ganzen Klugheit, Beweglichkeit und Vorsicht seiner Politik, um durch alle die Klippen hindurchzusteuern, bis er wieder freie Fahrt gewann.

Trotzdem hat er Brenz sofort in seine Nähe berufen. Zuerst ohne amtliche Stellung. Aber schon ist Brenz vollauf beschäftigt, für den arbeitseifrigen Herzog einen Ratschlag nach dem andern über die drängenden Fragen der Religionspolitik auszuarbeiten. Auch wenn man die Entwicklung der beiden Männer bis dahin verfolgt hat, ist es überraschend, zu sehen, wie vorzüglich die Denkweise von Brenz zu dem Dienste passte, zu dem ihn der Herzog verwandte. Dass Christoph als Regent sofort seine kirchliche Stellung deutlich zum Ausdruck brachte, entsprach ganz den Wünschen von Brenz. Er hat das Gebet entworfen, in dem Christoph die Prediger seines Landes Gott danken liess, dass Herzog Ulrich das heilige Evangelium bei seinen Unterthanen mit Ernst gefördert habe. Aber nicht weniger zeigt sich seine Besonnenheit und sein nüchternes Urteil darin, dass er der verwickelten politischen Lage seines Herrn, der auf das Wohlwollen des Kaisers angewiesen war, Rechnung trägt und den Drang desselben, die durch das Interim geschaffenen unhaltbaren kirchlichen Zustände zu beseitigen, eher zurückhält als verstärkt. Er will es „mit Geduld in seinem Unwert dahin schleichen lassen“, wenn der Kaiser die, welche dem Interim widersprechen, Idioten und Eigenköpfe schilt. Er rät dem Herzog, mit der Aenderung der Ceremonieen bis zum Konzil zu warten.

Die Teilnahme am Konzil in Trient war den Prote-

stanten vom Kaiser aufgenötigt. Weniger als irgend ein Anderer konnte sich Christoph dieser Pflicht entziehen. Und doch wussten die Protestanten, wie wenig vom Konzil für sie zu erwarten war. In allen diesen schwierigen Verhandlungen über die Beschickung des Konzils hat Brenz mit seinem Rat den Herzog unterstützt, ebenso klar über den schliesslichen Ausgang, wie darauf bedacht, weder dem Kaiser Anlass zur Klage zu bieten noch der protestantischen Ueberzeugung etwas zu vergeben. Es sollte niemand sagen, die Protestanten scheuen das Licht. Vor aller Welt sollte das gute Recht der Neuerungen noch einmal bezeugt werden. Im Auftrag des Herzogs hat Brenz das Bekenntnis entworfen, das die wirtembergischen Gesandten in Trient vorlegen sollten, die Confessio Wirtembergica. Sie ist klar geschrieben und massvoll gehalten. Es entsprach ebenso der Sinnesart von Brenz, dem die Augustana zeitlebens das Ideal eines solchen Bekenntnisses war, wie der augenblicklichen Lage, wenn in dieser Konfession der Zusammenhang mit der alten Kirche stark betont ist. Zuletzt ist auch Brenz selbst, im März 1552, nach Trient gegangen, freilich nur um bestätigt zu sehen, dass von ernsthaften Verhandlungen mit den Protestanten keine Rede sein könne und die rasche Auflösung des Konzils bei der Kunde vom Anmarsch des Kurfürsten Moriz von Sachsen zu erleben.

Ruhigere Zeiten kamen. Jetzt stand es Herzog Christoph frei, sein Land vom Interim zu befreien und die Neuordnung seiner Kirche durchzuführen. Im Januar 1553 wurde Brenz nun auch öffentlich von ihm als erster Geistlicher, als Propst der Stuttgarter Stiftskirche, an die Spitze der Landeskirche gestellt, zugleich auch zum

herzoglichen Rat auf Lebensdauer ernannt.

Ein neues grosses Feld des Wirkens lag vor Brenz. In unermüdlicher Arbeit hat er mit seinem Fürsten gewetteifert. Seine Gabe zu ordnen, zu planen, das Gewonnene zu sichern, breitet sich jetzt über das weite Gebiet aus, das des Herzogs scharfe, in die Nähe und Ferne reichenden Blicke überschauten. Durch das Interim war das Werk der Reformation in Wirtemberg völlig unterbrochen. Die Kirche war zerrüttet. In Vielem war ein Neubau nötig. Allem war erst die Vollendung zu geben. Dafür konnte jetzt Alles nach einem Stil ausgestaltet werden. Das Ringen verschiedenartiger Kräfte war vorüber. Das Luthertum behielt das Feld. Jetzt gab Brenz allein die Richtung an. Die Theologen, die mit ihm arbeiteten, haben seine Führung unbedingt anerkannt. Kaum je einmal kommen ernstere Differenzen vor. Bald hat sich eine Anzahl jüngerer Männer um ihn geschaart, begabt, kampfeifrig, bereit, sein Werk in seinem Geist weiterzuführen. Seine Theologie war bis auf ihre Eigentümlichkeiten hinaus, ja gerade in diesen, in seiner Lehre von der Ubiquität des Leibs Christi, die officielle wirtembergische Theologie.

Die grosse Wirtembergische Kirchenordnung vom Jahr 1559 stellt die Gesetze und Verordnungen zusammen, die der Organisation der wirtembergischen Kirche und Schule dienen. Nach der schöpferischen Zeit der Reformation war jetzt die Zeit der Zusammenfassung gekommen, einer bis ins Einzelne gehenden, oft peinlich genauen Regulierung des ganzen Systems, das der Erziehung des Volks im Protestantismus, der Sicherung der reinen Lehre dient. Die zahlreichen Visitationen bilden die notwendige Ergänzung zur Kirchenordnung, als eine „leben-

dige Kirchenordnung“, welche die Erhaltung des Gewonnenen garantiert. Es soll durch sie der natürlichen Entwicklung entgegengewirkt werden, die immer wieder zu Ungleichheiten in der Lehre und den Kirchenbräuchen führt.

Ueberblickt man diese Ordnungen, so sieht man sofort, dass für die freie Entwicklung der Kräfte nicht ebenso gesorgt war, wie für die treue Erhaltung der durch die Reformation errungenen Güter. In Staat und Kirche solide Ordnung, aber etwas viel Polizei und Reglement. Und doch war damals noch die Kraft lebendig, eine Gesinnung wirklich mitzuteilen und fortzupflanzen, die sich in diesen Einrichtungen wohl und geborgen fühlte. Trägt das Werk selbst schon mannigfach die Spuren der zweiten Generation an sich, so lebte in ihm doch der Geist der reformatorischen Frömmigkeit fort, einfach, treuherzig, kernhaft.

Die Arbeit von Brenz ist überall sichtbar, vielleicht am sichtbarsten in den Einrichtungen, die dem Unterricht dienen. Das Schulwesen ist einheitlicher geordnet, auf breiterer Grundlage aufgebaut, als je vorher. Von den Volksschulen an über die Lateinschulen bis zur Universität hinauf, alles nach einem festen Plan angelegt. Die Klosterschulen und das Stift krönen das Werk und zeigen seine theologische Bestimmung an. Sie sind Brenz immer besonders am Herzen gelegen und haben die wirtembergische Theologie für lange Zeit in der eingeschlagenen Richtung festgehalten, eine Bürgschaft für ihre praktische, wie ihre wissenschaftliche Tüchtigkeit.

Die Universität hat Brenz als Visitator des öfteren besucht. Auch hier war inzwischen die lutherische Rich-

tung dauernd zur Herrschaft gekommen. Wie in der Landeskirche, so wurde auch an der Universität die religiöse Einheit streng durchgeführt. Sämtliche Professoren wurden auf die Augsburger und die Wirtembergische Konfession verpflichtet. In der Beaufsichtigung der hohen Schule durch den ersten Geistlichen des Landes prägte sich ebenso die Herrschaft einer vom Staat geschützten Theologie über die ganze höhere Bildung, wie die Unterordnung der Universität unter die Landesgewalt aus. Jetzt konnte die theologische Fakultät ihre Kräfte aus dem eigenen Nachwuchs heranziehen. In den Religionsverhandlungen und theologischen Kämpfen der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind Tübinger Theologen wie Jakob Andreä in vorderster Linie beteiligt. Ein stattliches Kontingent hat Tübingen zur lutherischen Orthodoxie gestellt.

Diese umfassende, auch ins Ausland, nach Frankreich und Oesterreich reichende Thätigkeit von Brenz war freilich nur dadurch möglich, dass Herzog Christoph ihm sein volles Vertrauen lebenslang bewahrte und in seiner kirchlichen und theologischen Stellung mit ihm durchaus harmonierte, wie Brenz ein entschiedener Lutheraner, dabei in der Politik friedliebend, kühnen Schriften abgeneigt, in gütlichen Verhandlungen unermüdlich, wie Brenz ganz von dem Gedanken erfüllt, dass es die erste Pflicht eines christlichen Fürsten ist, seine Landschaft in der reinen Lehre zu erhalten, für alles zu sorgen, was zum ewigen Heil der ihm von Gott befohlenen Unterthanen dient.

Für Brenz stand es von Beginn der Reformation an als Pflicht der Obrigkeit fest, dass sie das Religionswesen zu ordnen hat. Vielleicht noch deutlicher als bei Luther, war es für ihn nicht allein ein Notbehelf, wenn

die Bischöfe sich der rechten christlichen Ordnung versagten, er neigt vielmehr von Anfang an dem Gedanken zu, dass, wenn eine christliche Obrigkeit da ist, in ihre Hand alles gelegt werden soll, was von Ordnung, von Disziplin, von Anwendung von Recht und Macht in der Christenheit notwendig ist. Dass bei der Einrichtung der Wirtembergischen Kirche das Recht der Gemeinde stärker beschränkt worden ist, als es Brenz früher gewollt hatte, und eine synodale Ordnung nicht zu Stande kam, war durch die ganze Entwicklung des protestantischen Kirchentums in Deutschland nahegelegt, immerhin bezeichnet es einen der Punkte, an denen die Grenze der organisatorischen Begabung von Brenz deutlich wird. Er hat sich in solchen Dingen mehr von den Verhältnissen treiben lassen, als dass er sie beherrscht hätte. Gerade bei ihm, der in seinen Haller Kirchenordnungen eine stärkere Selbstthätigkeit der Bürger in kirchlichen Dingen zu erzielen versucht hatte, lässt es sich besonders scharf beobachten, wie er nun schliesslich bei der Ausgestaltung der Wirtembergischen Kirche dazu kommt, die Activität im kirchlichen Leben so gut wie ganz auf die Kirchenleitung einzuschränken.

Dass diese Entwicklung nicht ganz selbstverständlich war, das zeigen die Verhandlungen mit zwei wirtembergischen Geistlichen, mit Jakob Andreä, damals Stadtpfarrer in Göppingen, und seinem Schwager, Kaspar Lyser, Pfarrer in Nürtingen. Diese versuchten, wenigstens für die Handhabung der Kirchenzucht in Annäherung an das Vorbild Kalvins, dem Lyser auch darüber schrieb, der einzelnen Gemeinde und dem einzelnen Pfarrer eine stärkere Initiative zu gewinnen. Brenz ver-

hielt sich ablehnend. Er sah die Forderung, die Exkommunikation einzuführen, in seiner Kirchen- und Visitationsordnung schon erfüllt. Sein Widerwille wird nur dadurch ganz erklärlich, dass er in jenem Plan einen Versuch sah, die fremdartigen Grundsätze des dogmatisch schon verdächtigen Kalvinismus in die so ganz anders angelegte wirtembergische Kirche herüber zu verpflanzen. Er ist kein Freund von solchen Experimenten, durch welche die bewährten Einrichtungen in Missachtung kommen. Dabei ist Brenz von einer richtigen Empfindung geleitet. In einem so stark zentralisierten Staats- und Kirchenwesen war es in der That nicht thunlich, Censuren, die tief ins bürgerliche Leben eingriffen, dem Eifer einzelner Pfarrer zu überlassen. Aber Brenz musste selbst noch die Erfahrung machen, dass eine Kirchenzucht, wie er sie vorgesehen hatte, auf dem Papier stehen blieb, weil die Oberkirchenbehörde, welcher der Bann übertragen war, durch viel zu viele politische und soziale Rücksichten gebunden war.

Die entscheidenden Gründe für die Haltung von Brenz liegen in jenen letzten Grundsätzen über das Verhältnis von Kirche und Staat. Sie sind bei ihm von Anfang an so gefasst, dass die Uebernahme wie des Kirchenregiments, so der Disziplin durch eine von der Territorialgewalt eingesetzte Behörde als das normale erscheint. Wenn in der ersten Kirchenordnung für Hall (1526) noch eine besondere kirchliche Behörde zur Handhabung der christlichen Zucht vorgesehen ist, so ist doch auch hier sofort der Grundsatz aufgestellt, dass eine christliche Obrigkeit die Funktionen der Disziplin selbst übernehmen sollte, für welche die Christen der ersten

Jahrhunderte eigene Organe ausbilden mussten, weil sie unter jüdischer oder heidnischer Obrigkeit lebten. Freilich sind die Ansichten von Brenz hier nicht ganz gleichmässig und sicher. Er weiss, dass eine christliche Obrigkeit nicht alle groben, ärgerniserregenden Sünden zu strafen geneigt ist, sondern nur die, welche den öffentlichen Frieden stören. Es bleibt in der Disziplin immer ein Raum übrig, für den die Kirche eigene Organe haben sollte. Allein hier kommt der tiefere Widerspruch zum Vorschein, dass auch bei Brenz — und bei ihm besonders deutlich — einerseits geistliches und weltliches Regiment sich wie zwei Funktionen innerhalb der einen christlichen Gesellschaft unterscheiden — nicht „Staat" und „Kirche" wie zwei Organisationen! — und dabei alle öffentliche Ordnung in der Kirche der weltlichen Gewalt überlassen bleibt, dass er andererseits — und hier hat das Vorbild der alten Kirche eingewirkt — nicht ganz darauf verzichten will, der stets behaupteten Selbständigkeit der geistlichen Funktionen in der besonderen Organisation einer vom Staat im Prinzip unterschiedenen „Kirche" einen Ausdruck zu geben [1]).

Immerhin entsprach es der bei Brenz schon vorher am deutlichsten angelegten Gedankenrichtung, und es entsprach ebenso der ganzen Entwicklung der deutschen lutherischen Territorien, deren Wurzeln schon in der vorreformatorischen Zeit liegen, wenn die Kirchengewalt ganz dem Landesfürsten anvertraut wurde. Brenz hat

1) Vergl. für das letztere Hartmann und Jäger, J. Brenz, II, 277 ff. Das Zweite ist natürlich bei Brenz weit schwächer entwickelt als das Erste. Zur ganzen Frage s. Ritschl, Gesch. des Pietismus I, 64 ff. und K. Rieker, Die rechtliche Stellung der ev. Kirche Deutschlands, 103 ff.

sich auch hier streng auf der Linie des Luthertums gehalten und dem Kalvinismus keine Einräumung gemacht.

Das gilt von seiner ganzen Kirchenpolitik. Die wirtembergische Kirche Herzog Christophs zeigt unter allen deutschen lutherischen Kirchen zwischen 1550 und 1570 am meisten Neigung und Befähigung zu einer ausgedehnteren, selbst über das Reich hinausgreifenden, allgemeinere Ziele verfolgenden Religionspolitik. Und doch verrät sie gerade bei diesem Bestreben, wie gross immer noch der Abstand von den Kirchen war und blieb, die von Kalvins Grundsätzen beherrscht eine mehr internationale und aggressive Gestalt des Protestantismus darstellen. Sie kommt aus ihrem eigenen Kreis nicht heraus, dogmatisch so wenig, wie kirchenpolitisch. Sie ist ganz in die Formen des alten Reiches hineingebaut und sucht diese zu erhalten, so viel als irgend möglich ist. Von allen dogmatischen Differenzen abgesehen, hat Brenz eine wachsende Scheu vor dem angriffslustigen, rücksichtslosen Geist des Kalvinismus gehabt.

Zu den sachlichen Gründen, die Kirchengewalt ohne Vorbehalt dem Landesherrn anzuvertrauen, kam unter Herzog Christoph ein persönlicher. Die Gesinnung des Fürsten bot die beste Gewähr für die Förderung der kirchlichen Interessen.

Das Zusammenwirken des Propstes mit dem Herzog kam vielleicht dem Ideal am nächsten, das dem lutherischen Landeskirchentum jener Zeit zu Grund lag. Der Fürst um seine Kirche bemüht, in allem, was sie angeht, in enger Verbindung mit seinen Theologen handelnd, er selbst genug theologisch gebildet, um in wich-

tigen Entscheidungen doch wieder selbständig zu sein. Die Kirche in ihrem wirklichen Beruf geschützt, von massgebendem Einfluss auf die Erziehung und den Geist des öffentlichen Lebens, dabei doch nicht genötigt, sich mit Dingen zu befassen, die sie ihrer geistlichen Aufgabe entfremden.

So lassen sich denn die Bedenken, die gegen dieses System erhoben werden können, wohl auch aus der Wirksamkeit von Brenz da und dort einmal begründen, doch ganz überwiegend wird der Eindruck sein, dass es der von der Geschichte gewiesene Weg war, der für Staat und Kirche jener Zeit beträchtliche Vorzüge bot, so lange die religiösen Ideen so stark und so lauter waren, wie unter Herzog Christoph.

Der Vorwurf, den später Gottfried Arnold gegen Brenz erhoben hat, er habe sich in Vielgeschäftigkeit gestürzt und mit politischen Dingen abgegeben, die nicht seines Berufes gewesen, ist unberechtigt. Der Pietismus hatte für die geschichtliche Lage, die im 16. Jahrhundert Fürsten und Theologen zu gemeinsamer Arbeit zusammenführte, kein Verständnis mehr. Man kann vielmehr Brenz die Anerkennung nicht versagen, dass er sich so viel als möglich zurückhielt, wenn er in politischen Angelegenheiten mitzureden hatte und nie vergass, dass ihm in erster Linie die kirchlichen Interessen befohlen waren. Er war auch hierin geschickt und taktvoll. Man erhält ein lebendiges Bild seiner Gesinnung, wenn man die Bedenken liest, die er für Herzog Christoph ausgefertigt hat. Bald behandeln sie die grossen Fragen der Religionspolitik, bald suchen sie irgend eine der kleinen Störungen zu beseitigen, denen die im übrigen

so geschlossene und ruhige Landeskirche immer noch ausgesetzt war. Ueberall tritt uns der verständige, menschenkundige Mann entgegen, ob er Schriften des Vergerius an den Dogen von Venedig zu drucken widerrät, weil der Italiener den Mund etwas zu voll genommen hatte; oder ob er die Polemik eines Neukonvertierten gegen die alte Kirche zu scharf findet; ob er Unvorsichtigkeiten in der Recusationsschrift gegen das Tridentinische Konzil rügt und verlangt, dass bei der Prüfung einer so wichtigen Schrift die Brillen wohl aufgesetzt werden sollen; oder ob er in der Behandlung protestantischer Flüchtlinge aus den romanischen Ländern zur Vorsicht mahnt, damit die Ruhe der Kirche nicht durch ausländischer, unruhiger und eigensinniger Köpfe Singularität und Kaptiosität turbiert werde. Wo er über theologische Dinge spricht, gibt die Pietät gegen Luther und Melanchthon den Grundton an. Bei politischen Fragen ist es seine erste Maxime, alle Verpflichtungen treu zu erfüllen und auf jede Weise das Vertrauen, das sein Herzog genoss, durch eine zuverlässige stätige Politik aufs neue zu rechtfertigen.

Es ist nicht leicht zu bestimmen, wie weit der Einfluss von Brenz im Einzelnen wie in der kirchlichen Gesetzgebung so in allen den grossen kirchlichen und politischen Aktionen ging, welche die Regierung Herzog Christophs ausfüllen. Beteiligt war Brenz an Allem. Sein Rat war dem Herzog unentbehrlich. Man wird sagen dürfen, der Plan, die deutschen Protestanten religiös und politisch zusammenzufassen, ist Herzog Christophs eigenster Gedanke. Brenz ist hier durch die Scheu vor grösseren Verhandlungen zurückgehalten, die den theolo-

gischen Hader wieder neu zu entfesseln drohen. Dagegen war es für die Fürsten ein Gebot der Notwendigkeit, die Zersplitterung nicht allzugross werden zu lassen, sondern so viel als möglich die glaubensverwandten Stände zum Anschluss zu bringen. Auch wirkte bei Christoph der weitere Horizont mit, den er durch seinen Einblick in grössere politische Verhältnisse, durch den längeren Aufenthalt im Ausland gewonnen hatte, während der Gesichtskreis von Brenz immer im Wesentlichen auf Deutschland eingeschränkt blieb und er sich je länger je mehr am liebsten auf sein Wirken in dem kleinen, leicht zu übersehenden Bezirk des Herzogtums zurückzieht. Aber die Versuche, jenen Plan auszuführen, sind nicht denkbar, ohne dass ein Theologe von dem Ansehen ihm beistand, wie es Brenz zumal nach seiner Standhaftigkeit im Interim in den evangelischen Kirchen genoss. Und darin kam seine theologische Richtung den Plänen seines Fürsten entgegen, dass er der theologischen Zersplitterung unter den Lutheranern möglichst entgegenzuwirken sucht. Er hat in den theologischen Streitigkeiten innerhalb des Luthertums seit Luthers Tod eine versöhnliche, vermittelnde Stellung eingenommen und unaufhörlich zum Frieden geredet.

Am bezeichnendsten ist dafür seine Haltung im Osiandrischen Streit. Er hat gewiss die dogmatischen Differenzen, die hier wirklich vorlagen, unterschätzt, wenn er darin nur einen Wortstreit und einen Streit um die Person sah. Dazu mag beigetragen haben, dass Brenz selbst, wie wir vor allem aus seinem Briefwechsel über dieses Thema mit Luther und Melanchthon aus dem Jahr 1531 wissen, in der Rechtfertigungslehre eine Nüance vertritt, die ihn,

ohne dass er vom gemeinsam-protestantischen Lehrtypus abweichen würde, doch Osiander etwas annähert. Aber der Gesichtswinkel, unter dem Brenz diesen Streit, wie den adiaphoristischen, majoristischen und synergistischen, betrachtet hat, ist überhaupt nicht der streng-dogmatische. Er will den Boden, auf dem sich alle Anhänger des lutherischen Dogmas zusammenfinden, nicht weiter verengern lassen. Er fürchtet die Sophistik der Theologen, die immer neue Gegensätze aufwerfen und immer neue Häresieen entdecken. Er ist von dem Interesse geleitet, innerhalb derer, die sich ehrlich zur Augustana bekennen, den Frieden zu wahren. Unsäglich hat er unter den Schmähungen gelitten, die seine versöhnliche Stellung im Osiandrischen Streit über ihn gebracht hat. So viel schlimmes er im Leben erlitten hat, nichts reicht an diese Kränkungen hin. Er sieht darin die heftigen Wahnsinnsausbrüche der letzten Weltzeit. Es überkommt den Nimmermüden eine Stimmung der Weltmüdigkeit. Er möchte sich in seinen Schwarzwald flüchten, so dass niemand weiss, dass er noch lebt. Es giebt kaum einen schärferen Protest gegen den Paroxysmus im Condemnieren, als den Brief, mit dem Brenz die masslosen Anklagen der Königsberger Universität zurückgewiesen hat. Was ihn immer wieder empört, ist das rasche Urteil über die Personen. Auf diesem Weg, lässt er einmal seinen Herzog schreiben, kommt man in das Papsttum zurück, wo auch die Laien für verdammt halten mussten, was die Geistlichen verdammten. Wenige Theologen jener Zeit haben die Gefahren so klar erkannt, die aus diesem fortgesetzten gegenseitigen Verdammen für die jungen Kirchen hervorgingen.

Eine Grenze war freilich immer da. Seine Abendmahlslehre, die ihm wie ein persönliches Vermächtnis erschien, das Luther ihm anvertraut, liess er nicht antasten. Als der Kalvinismus sich ausbreitete und zuletzt in der benachbarten Pfalz Eingang fand, hat er in ihm nichts als den alten bösen Zwinglianismus gesehen und ihn aufs bitterste bekämpft. Den ersten Versuch seines Eindringens im Herzogtum hat er mit der Verpflichtung der Landeskirche auf die lutherische Abendmahlslehre und auf seine Ubiquitätslehre beantwortet. Man kann in der letzteren, die für ihn immer mehr in den Mittelpunkt des theologischen Denkens rückte als die Probe für die rechte Auffassung des Abendmahls, für die Unterwerfung der Vernunft unter Gottes Allmacht, den starken religiösen Impuls nicht verkennen. Aber Brenz zeigt doch noch deutlicher als Luther, wie rasch sich hier das Interesse, die volle Menschheit Christi mit seiner vollen Gottheit zu vereinigen und sich der Allgegenwart des gnädigen Gottes zu versichern, in scholastische Formeln verfängt, aus denen es keinen Ausweg mehr giebt. Man begreift, dass ein an den alten Vätern geschultes Denken sich von dieser Lehre als etwas Hartem, Gewaltsamem, Abstrusem abgestossen fühlte und dass Melanchthon am Ende, als ihn Herzog Christoph, auch hier von Brenz bestimmt, in verletzender Weise zu Rede stellte, nichts mehr übrig hatte, als den Spott über das Hechinger Latein der wirtembergischen Aebte. Es war eine tragische Fügung, dass gerade durch die Lehre, in der Brenz Luthers eigentümliche Theologie am treusten festhielt, zuletzt seine Freundschaft mit Melanchthon getrübt worden ist und dass ihn die hartnäckige Behauptung dieses Stücks lutheri-

scher Erbschaft in einen nie mehr aufgehobenen Gegensatz zu den beiden grossen Theologen gebracht hat, deren Beruf es war, Luthers Erbe mit höherer geistiger Selbständigkeit zu verwerten: Melanchthon und Kalvin[1]).

Und so liegt es schliesslich ganz in der Konsequenz seiner Theologie und Kirchenpolitik wenn es nach seinem Tod in der Konkordienformel zwar gelang, die lutherischen Kirchen in Deutschland zu einigen, in einem Lehrtypus, der, wenn er sie auch nicht auschliesslich zur Geltung bringt, doch den starken Einfluss der Wirtembergischen Theologie verrät, aber zugleich damit den Graben noch zu vertiefen, der das Luthertum vom Kalvinismus schied. Der Geist von Brenz hat hier in den entscheidenden Punkten über den Geist Melanchthons gesiegt.

Am 11. September 1570 ist Brenz gestorben. Er hat seinen Herzog noch um beinahe zwei Jahre überlebt. Ein Patriarch, umgeben von Kindern und Enkeln, war er dem jungen Geschlecht eine ehrwürdige Gestalt.

Bei seinem Tode erhob sich im Herzogtum die Klage,

1) Wie streng Brenz hier seine Konsequenzen gezogen hat, zeigt sich nicht bloss an seiner Auffassung der Himmelfahrt Christi, die nur die sichtbare Darstellung eines Vorgangs ist, der sich unsichtbar schon bei der Auferstehung, ja sofort bei der Menschwerdung vollzogen hat (vergl. Baur, Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit III, 412 f.) sondern auch in seiner Leugnung einer Höllenfahrt Christi (Hartmann und Jäger II, 263 f.). In der Ubiquitätslehre wiederholt sich derselbe Zug, der sich im Syngramma beobachten lässt, dass nämlich spiritualistische Motive, welche den geistigen, unsinnlichen Charakter der Glaubensobjekte betonen, dazu verwendet werden, eine Vorstellung zu rechtfertigen, der dann doch selbst wieder eine sinnliche Anschauung zu Grund liegt. Ist es dort das „Wort“, das den Leib Christi ins Abendmahl bringt, so ist es hier der ideale Begriff von Gottes Allgegenwart, der die Präsenz Christi im Sakrament vermittelt.

wie ihr Heerbrand bei der akademischen Trauerfeier in Tübingen am 20. September Ausdruck gab. Der letzte aus der grossen Zeit sei dahingegangen, aus der Zahl derer, die vom ersten Anfang an bei der Wiederherstellung der Religion mitgewirkt haben; der an allen Beratungen und Verhandlungen über die Religion teilgenommen habe, ein Zeuge, ein Hüter, ein Bahnbrecher und Verteidiger der unverfälschten Lehre, der nicht allein dem Herzogtum den kirchlichen Frieden gegeben, sondern auch in vielen anderen Ländern durch 50 Jahre hindurch mit seinem Rate die Kirchen wie ein erfahrener Schiffer in den schwierigsten Zeitläuften geleitet habe.

Aus grösserer Entfernung blicken wir auf sein Bild zurück. Es kann nicht anders sein, als dass es uns in vielem schärfer begrenzt erscheint, als der Verehrung der Zeitgenossen, denen er Lehrer und Freund war. Aber die Lauterkeit seines Charakters bezeugen alle historischen Dokumente. Ein Zug von Klarheit und Freundlichkeit, von Würde und Besonnenheit geht durch alles hindurch.

Luther hat einmal sich mit Brenz verglichen, sich den Sturmwind zugeschrieben, der Berge zerreisst und Felsen zerschmettert, das Erdbeben und das Feuer, Brenz das stille sanfte Säuseln. Es war ein Lob für den klaren, ebenmässigen Stil von Brenz. Aber es ist richtig auch in anderem Sinn, als es Luther meinte. Man konnte bei Luther in den ersten Jahren, in denen sein Beruf war, einen Umsturz ohne Gleichen zu vollziehen, übersehen, wie er seinem ganzen Wesen nach auf eine positive Erneuerung der Kirche, auf Anerkennung alles dessen, was ihm nicht unmittelbar im Wege stand, ge-

richtet war. Und man kann bei ihm in der That Wandlungen feststellen, man kann sagen, dass er manche seiner Prinzipien, die er im ersten Sturm der Freiheit schier schrankenlos hingestellt hat, erst allmählich schärfer eingrenzte, als die Arbeit des Aufbauens vorantrat. Bei Brenz ist das anders. Die Grundgedanken der Reformation sind bei ihm von Anfang an so vorsichtig gefasst, dass man hier nicht von Veränderungen reden kann. Sie sind in ihm nie so stürmisch hervorgebrochen, dass der Zuschauer ihre Wellen sich im Unendlichen verlieren sieht. Sie haben ihn selbst gleichsam nie mit fortgerissen, wie eine fremde höhere Macht. Damit ist freilich auch angedeutet, dass den reformatorischen Ideen bei Brenz eine gewisse Unmittelbarkeit und Lebendigkeit fehlt. Es ist, als ob er manches mehr gelernt, als erlebt hätte. Man ist beinahe verwundert, wenn man bei ihm auf einen Gedanken, auf ein Wort stösst, das die Aussicht auf die unendliche Kette von Umwandlungen eröffnet, welche die Reformation für die europäische Gesellschaft eingeleitet hat. Sie erscheint bei ihm im Gegenteil bald abgeschlossen; er sorgt, dass sie nicht zu weit greift und rasch wieder die festen Ordnungen erreicht, in denen sich das Leben des Bürgers sicher bewegt. Wo bei Luther sich oft Satz für Satz ein unermesslicher Horizont aufthut, da wandeln wir bei Brenz in den Gassen der alten Reichsstadt zwischen hohen Giebeln. Von oben scheint der lichte Himmel herein, aber rings umschliessen uns ehrwürdige Häuser breit und fest, auch die neuen Bogen dem alten Gemäuer oft unmerklich eingefügt, die verschnörkelten Erker schauen uns an, als ob sie immer so gewesen wären und immer so bleiben müssten. Ueberall

gute Zucht, die Ueberlieferung vieler Geschlechter treu bewahrt, aber alles etwas enge. Man spürt, wie stark die Vergangenheit das Leben umfängt und bestimmt, wie rasch auch das Neue hier Tradition wird, wie strenge jedem Einzelnen sein Weg vorgezeichnet ist.

Die protestantischen Landeskirchen am Ausgang der Reformationszeit, deren Eigentümlichkeiten in der Kirche Herzog Christophs besonders deutlich ausgeprägt sind, mögen, verglichen mit der Fülle von Ideen und Lebenskräften in den ersten Jahren als ein bescheidenes Resultat der ganzen grossen Bewegung erscheinen. Ohne Einschränkung und Verengung geht es nicht ab, wenn die Kräfte, die, das Alte erneuernd und durchbrechend, aus dem persönlichen Leben einzelner grosser Menschen hervorströmen, allmählich von den festen Formen der Wirklichkeit umschlossen werden. Erst ausserordentlich, ungewöhnlich, müssen sie jetzt im nüchternen Dienst des Tages nach strengen Regeln, auf das Kleine verteilt, ihre Arbeit leisten. Und doch können sie nur so Bedeutung in der Geschichte gewinnen, und nur darin, dass sie dieser Verwendung fähig sind, liegt zuletzt der Beweis ihrer wirklichen Grösse. Der Fortschritt im Leben der Völker bemisst sich nicht nach dem, was im ersten Anlauf von Einzelnen erstrebt oder erreicht wird, sondern nach dem Mass dessen, was von den neuen Ideen in das allgemeine Leben, in die dauernden Ordnungen im Staat, in der Schule, in der bürgerlichen Gesellschaft übergeführt wird.

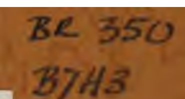
Man wird den deutschen Territorien, welche die reformatorischen Einrichtungen eingeführt haben, und vor allem auch dem Herzogtum Wirtemberg die Anerkennung

nicht versagen, dass sie auf Generationen hinaus ein tüchtiges gesundes Leben haben wachsen lassen. Vieles von diesen Einrichtungen ist bei uns in Kirche und Schule noch lebendig, ein Denkmal für den Ernst, die Gewissenhaftigkeit, die hingebende Treue ihrer Urheber.

In diesem Sinn lebt auch Brenz unter uns fort, nicht in gelegentlicher, festlicher Erinnerung allein, sondern in der Gemeinschaft der Arbeit, die alles geistige Leben zusammenhält und alle die zusammenschliesst, die zu ihrer Zeit ihre Mission erfüllt haben.

---





BR 350
B7H3

